



W.Langhoff

DIE MOOR- SOLDATEN

Die Verhaftung.

Am 28. Februar 1933 ging ich nachmittags ins Theater, um nach dem Probenplan zu sehen. Der Portier sagte zu mir:

„Gut, daß Sie da sind. Sie sollen gleich zum Generalintendanten kommen.“

Ich ging ins Vorzimmer und wurde sofort vorgelassen. Iltz saß hinter seinem großen Schreibtisch.

„Bitte, nehmen Sie Platz.“

Seine Hand spielte mit dem Brieföffner. Er blickte an mir vorbei zum Fenster hinaus auf die kahlen Kastanienbäume.

„Ich habe Sie zu mir kommen lassen, um Ihnen etwas zu sagen. Ich möchte Sie aber bitten, die Sache vertraulich zu behandeln. — Vor einer Stunde war die Polizei hier. Sie hat Sie gesucht.“

„Nanu! Warum?“

„Soviel ich verstanden habe, sind Sie politisch denunziert worden. Es scheint sich allerhand vorzubereiten. Haben Sie die Zeitungen heute gelesen? Seien Sie auf jeden Fall vorsichtig in den nächsten Tagen.“

Das kam mir nicht ganz unerwartet.

Ich war seit fünf Jahren als Regisseur und Schauspieler in Düsseldorf. Vier Jahre bis zum Tode von Louise Dumont im Schauspielhaus und seit einem Jahr am Stadttheater. Die Art meines Rollenfaches — jugendliche Helden und Charakterhelden — hatte mir im bürgerlichen Publikum einen großen Freundeskreis verschafft. Andererseits war ich auch der Düsseldorfer Arbeiterschaft nicht unbekannt, weil ich auf ihren Veranstaltungen rezitierte und mich überhaupt für ihre Bemühungen auf kulturellem Gebiet stark einsetzte. Ich studierte Gesangschöre ein, leitete Laienaufführungen und war der nationalsozialistischen Bewegung aus diesem Grunde verhaßt. Dann war ich auch noch der Mitgründer einer Gesellschaft, die allmonatlich einen sozial-wissenschaftlichen Vortrag veranstaltete. Dieser Gesellschaft gehörten linksgerichtete Aerzte, Architekten, Schriftsteller, Schauspieler, kurz, Vertreter der geistigen Berufe, an.

Diese Tätigkeit hatte mir von Seiten der Nationalsozialisten schon viele Angriffe eingetragen. Aber schließlich — wer wurde damals nicht angegriffen! Und da ich meine Weltanschauung im Rahmen der verfassungsmäßig garantierten Freiheit äußerte, konnte ich mir nicht vorstellen, daß sich für mich irgend welche ernstere Komplikationen ergeben könnten.

Ich versprach aber Iltz, vorsichtig zu sein und mich für die nächste Zeit im Hintergrund zu halten. —

Mit einem Kollegen, den ich vor dem Theater traf, ging ich dann nach Hause. Er hatte denselben Weg.

„Der Reichstagsbrandstifter verhaftet!“ „Hitler und Goering am Tatort!“ „Das Fanal der Kommunisten!“ schrien die Zeitungsverkäufer auf der Königsallee und dem Hindenburgwall. Sonst war die Stadt merkwürdig still. Keine Ansammlungen, keine Gespräche an den Straßenecken. Es war, als ob sich keiner länger als notwendig auf der Straße aufhalten wolle.

S.S.- und S.A.-Männer stampften eilig vorbei, am rechten Arm eine weiße Binde mit dem Stempel: Hilfspolizei. Ein Lastwagen, besetzt mit S.A., ratterte über das Pflaster, der Altstadt zu...

„Ich werde heute nacht nicht zu Hause schlafen“, sagte ich zu meinem Freund.

„Ja, das wird vielleicht besser sein. Man kann nie wissen.“

Wir bogen in die Benratherstraße ein und sahen vor meiner Wohnungstüre zwei Zivilisten. Als wir näher kamen, wandten sie sich ab und schlenderten langsam nach der nächsten Straßenecke....

„Weißt Du was, ich gehe nur schnell herauf und verabschiede mich von meiner Frau. Wir treffen uns nachher im Café.“

Es war 5 Uhr nachmittags.

Meine Frau lag im Bett; nierenkrank. Ich sagte ihr: „Hör mal, heute nacht werde ich bei Freunden schlafen. Im Theater war Polizei und jetzt eben habe ich vor

der Haustür zwei Kerls gesehn, die mir verdächtig vorkamen.“

Mein Vater kam herein, und ich bat ihn, falls sich jemand nach mir erkundigen sollte, ihn für den nächsten Vormittag ins Theater zu bestellen.

Meine Frau, die starke Schmerzen hatte, regte sich natürlich sehr auf:

„Vielleicht ist es besser, Du fährst überhaupt weg! Nach Berlin oder Frankfurt!“

In diesem Augenblick klingelte es an der Wohnungstür. Meine Frau fuhr erschrocken hoch:

„Um Gottes Willen, nicht aufmachen!“

Das war natürlich Unsinn, denn ich hatte keinen andern Ausgang aus der Wohnung, und nachdem ich sie beruhigt hatte, ging ich selbst an die Tür und machte auf.

Die beiden Kriminalbeamten und zwei Polizisten standen davor.

„Herr Langhoff?“

„Ja. Und?“

„Kriminalpolizei. Zeigen Sie die Zimmer, die Sie bewohnen.“

Ich wollte in mein Arbeitszimmer vorangehen, als ein Schupo rief:

„Halt, Hände hoch!“ und meine Taschen durchsuchte.

„Ich trage keine Waffen“, lächelte ich und der Beamte schnauzte zurück:

„Halten Sie Ihren Mund, bis Sie gefragt werden!“

„Vielleicht läßt sich die Sache auch in einem höflicheren Tone erledigen.“

„Seien Sie still, Sie! Sie kennen wir ganz genau, Sie!“

In meinem Arbeitszimmer mußte ich mich mit erhobenen Händen an die Wand stellen, während die Beamten meinen Schreibtisch durchstöberten, die Bücher vom Regal rissen, den Teppich hochhoben und die Tapete abklopfen.

Dann tuschelten sie miteinander und hielten so eine Art Beratung ab.

Das Telephon schrillte.

Der Kriminalbeamte in Zivil nahm den Hörer ab.

„Wie? — Jawohl, er ist zu Hause. Geht in Ordnung. Schicken Sie uns noch einen Mann, er hat zu viel Bücher, wir können sie nicht alle tragen.“

Und dann zu mir:

„Ziehen Sie sich an, Sie kommen mit.“

„Kann ich noch mit meiner Frau sprechen?“

Ein Polizist ging mit mir ins Zimmer meiner Frau. Sie saß aufrecht in ihrem Bett und starrte uns angstvoll an.

„Kommst Du dann gleich wieder zurück?“

Ich sagte ihr, sie solle sich nicht zu sehr beunruhigen, auch wenn ich vielleicht die Nacht wegbliebe. Es könne sich ja doch nur um einen Tag handeln, am nächsten Abend müsse ich ja den Franz in den „Räubern“ spielen und sie würden die Vorstellung schon nicht ausfallen lassen.

„Nimm Dir Wäsche, Seife und Zahnbürste mit. Vater kann's Dir zusammenpacken.“

„Schon gut mein Kind, halt Dich brav und hab' keine Angst!“

Ich gab ihr einen Kuß und ging wieder in mein Zimmer. Meinen Vater bat ich, mir noch ein paar Zigaretten zu besorgen, aber die Kriminalbeamten hielten ihn zurück. Es dürfe sich niemand aus der Wohnung entfernen. Nachdem sie alle Räume durchsucht und Briefe, Bücher und Broschüren, die sie mitnehmen wollten, in einem großen Haufen auf dem Boden aufgestapelt hatten, sagte der eine Kriminalbeamte:

„Sie müssen jetzt mit aufs Polizeipräsidium.“

„Zieh Dir den dicken Pullover an“, sagte mein Vater. Und dann:

„Auf Wiedersehen, Junge!“

— Wir gingen, zwei Beamte vor, zwei hinter mir, durch die Straßen. Die Polizisten waren beladen mit den Büchern und Broschüren, soviel sie nur tragen konnten. Wir müssen eine merkwürdige Karawane gewesen sein. An den Ecken steckten die Passanten die Köpfe zusammen und machten sich auf uns aufmerksam. Wir gingen durch die engen Straßen der Altstadt, wo ich manchen Bekannten hatte.

Im Hof des alten Polizeipräsidiiums war Hochbetrieb. Ueberfallwagen fuhren herein und hinaus. Polizisten ranneten im Eilschritt aus dem Tor. Hunderte von S.A.-Männern standen in den erleuchteten Räumen zu ebener Erde. Sie trugen ihre braunen Uniformen und Gummiknüppel und Revolver am Gürtel.

Als ich in die Wachstube geführt wurde, kamen gerade zwei S.A.-Männer über den Flur, und einer rief meinem Begleitpolizisten zu:

„Schieß doch das Arschloch über den Haufen, dann

hast du nicht so viel Scherereien!“

Mein Polizist lachte nur verlegen.

Der Beamte hinter dem Schreibtisch kannte mich vom Theater her.

„Aha! Geben Sie uns auch mal die Ehre!“ Meine Verhaftung war ihm sichtlich peinlich und er wußte nicht, wie er sich mir gegenüber benehmen sollte.

Nachdem man mir Hosenträger, Taschenmesser, Streichhölzer, Geld und meine Ausweispapiere abgenommen hatte, wurde ich in eine Zelle gesperrt, in der bereits sieben oder acht Mann saßen. Es brannte kein Licht und ich konnte in der Dunkelheit niemanden erkennen.

„Achtung, tritt nicht auf den da!“ rief mir einer aus dem Dunkel zu, als ich über jemanden stolperte, der auf dem Fußboden lag.

„Der ist bloß besoffen“, hörte ich die Stimme wieder.

„Setz Dich. Wir rücken was zusammen. Wer bist Du?“

Ich nannte meinen Namen.

„So, Du bist der Langhoff! Dich habe ich schon in der Tonhalle vortragen hören“, meinte einer.

„Wir sind aus Gerresheim, wir vier Mann. — Sie haben uns gestern nacht beim Plakat kleben erwischt. — Und der Alte, der da neben Dir sitzt, den haben Sie verhaftet, weil sie Flugblätter bei ihm gefunden haben. Wenn Du mit ihm sprechen willst, mußt Du laut schreien, der ist nämlich schon fast taub und über siebzig. — Eine Gemeinschaft, den alten Mann zu verhaften!“

Ich ärgerte mich, daß ich nichts zu rauchen hatte und sagte meinen Gefährten, daß die Kriminalbeamten meinen Vater verhindert hätten, mir noch etwas zu holen.

„Eine Kippe kannst du mit uns rauchen“, sagte einer der vier Gerresheimer und steckte einen Stummel an. Die Streichhölzer zog er aus seinem Stiefel und den Stummel hatte er im Hosenbund versteckt.

„Ist zwar nicht sehr appetitlich“, dachte ich, „aber — mitgefangen mitgehungen“ — und machte meinen Lungenzug, als die Reihe an mir war.

„Was? Das hättest Du Dir sicher auch nicht träumen lassen! Mal unter Proleten in einer Zelle zu sitzen!“

Es befremdete mich ein wenig, daß sie mich gleich mit „Du“ ansprachen, und ich suchte nach einer richtigen Antwort.

„Man muß doch alles einmal kennen lernen, nicht?“

„Richtig, das kann niemandem schaden. Das mußt Du dann mal auf dem Theater spielen! Das wäre ein interessantes Stück, was?“

„Sie sind vom Theater“, mischte sich ein Fünfter ins Gespräch: „Gestatten Sie, ich heiße Meyer. Ich bin Wäschereisender —“

„Ja, der gehört nicht zu uns.“

„Es ist mir selber sehr unangenehm, aber man hat mich irrtümlicherweise verhaftet! Ich soll gestohlen haben! Lächerlich, so etwas, bei meinem Einkommen! Wissen Sie, diese Leute auf der Wache sind ja soo brutal. Und der Wachtmeister vorn im Revier! Eine solche Gemeinheit! Alles hat er mir abgenommen, sogar meine Spritze, und dabei hab' ich eine galante Krankheit, verstehen Sie, mein Herr!“

„Halt doch die Klappe“, sagte einer der Arbeiter zu ihm.

„Bitte sehr! Bitte sehr! Ich will mich niemandem aufdrängen. Aber ich kann mich doch schließlich mit dem Herrn unterhalten, das ist doch unsere Sache, nicht wahr?“

„Halt die Schnauze. Wir wollen jetzt schlafen.“

Für eine Zeit lang war es still in der Zelle. Ich hörte aus den Nachbarzellen Lachen und Rufen und sagte leise zu meinem Nebenmann:

„Die scheinen ja viele eingesperrt zu haben, heute abend.“

„Klar. Alles Kommunisten. Nach der Wahlbombe vom Reichstagsbrand, den sie uns in die Schuhe schieben, werden sie sicher jetzt die Partei verbieten wollen.“

„Du glaubst also nicht, daß Eure Leute den Reichstag angesteckt haben?“

„Quatsch. Blödsinn. Weiter nichts als ein Wahlmanöver von den Nazis. Wenn wir losschlagen, dann brauchen wir keinen Reichstag in Brand zu stecken.“

„Und — was wird jetzt werden?“

„Kann man noch nicht sagen. Müssen abwarten, was die Betriebe machen.“ —

Einer wollte austreten und klopfte an die Tür.

„Herr Wachtmeister, ich will austreten!“

„Verrückt geworden,“ brüllte der Wachtmeister, „gibts nicht! Schiff Dir in die Hosen!“

Die Stunden wurden mir endlos lang. Der Betrunkene auf dem Boden schnarchte in seinem Dreck. Wir hockten uns abwechselnd auf die Holzpritsche oder standen an der Wand.

Um drei oder um vier Uhr morgens wurde die Zellentüre wieder aufgeschlossen. Der Wachtmeister stieß einen Neuen herein. Einer von uns rief:

„Besetzt, besetzt! Der Kahn ist sowieso schon voll!“
Aber der Wachtmeister kümmerte sich nicht darum
und schloß hinter dem Neuen wieder ab. —

„Na, wer bist Du denn?“

— Er gab keine Antwort.

„Kannst Du nicht reden? Menschenskind, stell Dich
doch mal vor!“

— Wieder keine Antwort.

„Bist ja ein seltsamer Vogel! Wir sind Dir wohl
nicht fein genug?“

Aber der Neuankömmling schwieg.

„Das werden wir gleich haben“, lachte einer der Ar-
beiter und steckte ein Zündholz an. —

In der Ecke stand blutüberströmt und mit zerrissenem
Hemd ein Mann. Seine Augen waren aufgeschwollen. Aus
Nase und Mund lief Blut und quer über die Stirn zog
sich ein dicker, dunkler Streifen. Er lächelte uns an und
fuhr sich mit dem Aermel über das Gesicht.

Draußen verhafteten die Nationalsozialisten ihre
Gegner.